

Pflanzer tätig. Mit Adolf Capelle ist eine der im guten Sinne charakteristischen Gestalten der alten Südbsee dahingegangen.

Aus dem Bereiche der Missionen und der Antisklaverei-Bewegung.

Die evangelische Mission im ostafrikanischen Aufstand.

Die im Süden des Gebietes tätigen Missionsgesellschaften sind alle mehr oder weniger durch den Aufstand in Mitleidenschaft gezogen worden. Die evangelischen Missionen haben zwar keine Menschenverluste zu beklagen wie die katholische, aber ihr Sachschaden ist sehr bedeutend. Die Berliner evangelische Missionsgesellschaft, deren Stationen sich in einem weiten Bogen von Daresalam durch Ubehe zum Njassa-See hinziehen, muß die Fortführung ihrer beiden Stationen Milow und Jakobli melden. In dem erstgenannten Ort war der Missionar Neuberg mit Frau und Kind und in Begleitung des Zimmermanns Hoffmann eben zurückgekehrt, als ein in der Nähe stationierter Unteroffizier ihm das Herankommen einer aufständischen Rottte meldete und zum Verlassen der Station rief; er selbst sei nach Songen zurückbeordert. Der Missionar leitete dem Rate Folge, ward aber mit den Seinen 6 Stunden nördlich von Milow von etwa 800 Aufständischen überfallen und gänzlich ausgeraubt. Wertvollster Gegenstand war den Plünderern das Leben. Ihre Station ist darauf eingeschert worden.

Noch tragischer war das Schicksal von Jakobli. Diese Station war besonders schön hergerichtet. Die Berliner Missionsberichte schreiben: „Mit unermüdlichem Fleiß hat Bruder Großschel seit 1899 an ihrem Aufbau gearbeitet. Nachdem zuerst provisorische Gebäude nach Eingeborenenart ihm zur Unterkunft gebietet hatten, hat er 1902 ein massives Stationsgebäude, 1903 zwei geräumige Stallgebäude für Rindvieh, Esel, Schafe, Ziegen und Schweine errichtet und seitdem daran gearbeitet, an Stelle des einfachen Bambusstockleins, welches die Gottesdienstbesucher nicht mehr faßte, eine stattliche steinerne Kirche zu erbauen. Nachdem er mit vieler Mühe die Stelne gebraunt, das Holz herbeigeschafft und zubereitet hatte, wußte jezt der Bau seiner Vollendung entgegen. Die ganze Station mit ihren Gärten, Waldanpflanzungen und wohlgepflegten Eukalyptusalleen bot das Bild einer friedlichen Siedlung und legte den Beweis wertvoller missionarischer Kulturarbeit ab. Nun ist diese schöne, wertvolle Station in einen Trümmerhaufen verwandelt und die rastlose Arbeit dem Augenschein nach umsonst gewesen.“

Hier geschah der Angriff am 19. September. Es zogen gegen 2000 Aufständische heran. Der Missionar Großschel trat unbewaffnet auf die Veranda

heraus, er wollte mit den Leuten verhandeln, aber die fanatisierte Menge ließ sich nicht darauf ein. Daher begann der Kampf. Es waren noch Missionar John und vier Askaris auf der Station. Als beim ersten Ansturm einige Angreifer fielen, traten andere in die Lücken, und so ging es dreimal. Endlich zogen sich die Feinde zurück, nachdem sie zuvor alles Vieh der Station geraubt hatten. Einige Stunden später erlieten die Missionsleute Hilfe von ihren Freunden. Der Superintendent Schumann kam mit 800 Wehren aus Lupembe. Er hatte noch gar nichts vom Kampfe gewußt. Nun kam er gerade zur rechten Zeit, die hart bedrängte Station zu entlegen. Er nahm die Missionsleute und den größten Teil ihrer Habe mit auf seine oben genannte Station. Jakobli ist dann zerstört worden, über die näheren Umstände ist noch keine Nachricht eingelaufen.

Die Berliner Missionsgesellschaft legt Wert darauf, den Gebrauch der Waffen seitens der Missionare als einen Akt der Notwehr zu erweisen. Sie schreibt in ihren „Missionsberichten“ Januar 1906, Seite 57: „Durch die Tageszeitungen ist ein Bericht des Bezirksamtes Ziringa an das Gouvernment in Daresalam verbreitet worden, worin die „glänzende Bravour“ hervorgehoben wird, mit welcher Großschel den Angriff auf Jakobli zurückgeschlagen habe. Es mag manchem unserer Freunde der Gedanke wehgetan haben, daß hier ein Missionar, ein Bote des Friedens, die Waffen gegen Eingeborene führen mußte. Unjomehr wird die Nachricht unseren Freunden willkommen sein, daß Bruder Großschel unter Einsetzung seines Lebens bis aufs Äußerste alles getan hat, was in seinen Kräften stand, um diesen blutigen Ausgang abzuwehren. Er war sogar bereit, seine Habe den Angreifern auszuliefern, wenn sie ihm für seine Schutzbefohlenen, insbesondere auch für die Christengemeinde und die heidnischen Eingeborenen seiner Station welche ihm treu geblieben waren und mit ihm belagert wurden, freien Abzug gewähren wollten. Erst als er sich überzeugt hatte, daß die Angreifer auf keinerlei Verhandlung eingehen wollten und es einen anderen Weg nicht mehr gab, ihre Wut abzuwehren, hat er zur Waffe gegriffen, und Gott hat seine Tapferkeit gesegnet.“

Die Berliner Mission hat übrigens die Genugtuung, daß es ihren Brüdern gelungen ist, die in ihrem Verzicht wohnenden Eingeborenen in Treue zur deutschen Regierung zu erhalten. Das war besonders in den ersten schweren Wochen wertvoll, als die Schutztruppe noch nicht eingegriffen vermochte. Die Christen und die Taufbewerber haben sich alle gut gehalten, auch die meisten Heiden, auf die sich der Einfluß der Missionare erstreckt. Nur der heidnische Häuptling Mbejela und seine beiden Söhne Ngossi-Ngossi und Mpanpila haben sich den Aufständischen eine Zeitlang angeschlossen. Sie hatten offenbar nicht den Mut, ihren härteren Nachbarn, den berüchtigten Wangoni, entgegenzu-

treten, und wurden von ihnen mit fortgerissen. Inzwischen haben sie sich wieder unterworfen, wobei die Missionare vermitteln konnten.

Die Station Zlembula, die auch schon verloren gegeben wurde, ist noch neueren Nachrichten wohl unverfehrt geblieben.

Neben der Berliner Mission hat die englische Universitätenmission schwer gelitten. Ihre blühende Hauptstation Massassi mußte den ersten Anprall der von der Ermordung der katholischen Missionsleute und der Zerstörung ihrer Stationen kommenden Aufwührer aushalten. Die dort befindlichen Missionare und Missionschwesteren wurden rechtzeitig gewarnt und konnten sich mit knapper Not nach Mikindani retten. An eine Befestigung und Verteidigung der ganz offen daliegenden Niederlassung in Massassi war nicht zu denken. Der Bischof von Sansibar, dem diese Mission untersteht, hat es durchaus gebilligt, daß seine Leute die gefährdete Station verlassen, zumal, nachdem er von den eingeborenen Christen gehört hat, daß sich die Gefahr für sie selbst durch den Abzug der Europäer verringert hätte. Um so deutlicher aber hat sich bei den der europäischen Leitung entbehrenden Eingeborenen von Massassi der gute Einfluß gezeigt, den die jahrzehntelange Missionsarbeit auf sie ausgeübt hat. Es kam ihnen nicht in den Sinn, gemeinliche Sache mit den Rebellen zu machen. Sie traten ihnen vielmehr bewaffnet entgegen und suchten, als sie die Zerstörung der Kirche und der Missionshäuser nicht mehr zu hindern vermochten, vom Missionsbesitzentum zu retten, was zu retten war. Später haben die Leute von Massassi, Tschingungulu und Tschlwata auch an der Warabara auf Seite der deutschen Truppen gekämpft. In Abwesenheit der Missionare führte der schwarze Pastor Daubi Machina die Aufsicht über die christlichen Gemeinden, die vor dem Aufstand zusammen etwa anderthalb tausend Seelen zählten. Er berichtete, daß die Christen der Station nach dem Abzug der ausländischen Kotten viele Dinge wieder herzubrachten, von denen man dachte, daß sie geraubt wären. Fürsorgliche Hände hatten sie bei der allgemeinen Verwüftung weggetragen und versteckt. Auf diese Weise wurden die Paramente der Kirche und die heiligen Gefäße gerettet, auch einige Besitztümer der Missionsleute.

Die angerichtete Verwüstung ist freilich auch hier groß genug; von der schönen Station, die übrigens vor Jahrzehnten schon einmal gründlich ausgeraubt worden ist, steht nur noch die Mädchenschule, die von Daubi Machina jetzt als Gottesdienstlokal benutzt wird, und ein alter Schuppen, der einstweilen als Schulraum dienen muß. Als am 4. September der Pastor wieder den ersten Gottesdienst hielt, legte er seinen zahlreich erschienenen Gemeindegliedern dringend ans Herz, sich, wie bisher, so auch weiter in dieser kritischen Zeit gut zu halten. Jetzt müsse sich zeigen, ob der gute Samen,

der schon so lange unter dem Volk von Massassi ausgebreitet sei, gute Frucht getragen hätte. Der Brief Daubi Machinas an den an der Küste befindlichen Archidiakonus Carnon ist ein rührendes Zeugnis für das Vertrauensverhältnis, das zwischen den Missionaren und ihren eingeborenen Gehilfen besteht, und beweist zugleich, daß solch ein schwarzer Pastor sehr wohl das Zeug hat, eine Gemeinde selbständig zu versorgen. Da die Missionare die Überzeugung haben, daß der erprobte Mann und seine Gehilfen, er nennt in seinen Berichten noch die Diakonen Kolumba, Daniel und Justino, für alles Nötige sorgen, bis die völlige Ruhe wiederhergestellt ist, sind sie noch nicht an ihre Wirkungsstätte zurückgekehrt.

Es ist selbstverständlich, daß die Universitätenmission die vermüdete Station sobald als möglich wieder aufbaut. Sie hat eine Sammlung eröffnet, zu der auch bereits einige Gaben aus verchiedenen Gegenden Afrikas eintrafen. Ein Freund der Mission, der früher einen Verwandten am Rowuma durch den Tod verloren hat, sandte 1000 Mark. Der Bischof von Sansibar verzichtete zugunsten des Wiederaufbaues von Massassi auf die geplante Reise nach Ostindien.

Die anderen in der Südhälfte von Deutsch-Ostafrika tätigen Missionsgesellschaften (es kommt noch die Brüdermission und die englische Etschliche Missionsgesellschaft in Frage) haben, soviel bisher bekannt, keinen Schaden gelitten. Ihre Stationen wurden nur alarmiert, auch sind wohl die einsamsten Vorposten auf kurze Zeit verlassen worden. Hoffentlich ist nun kein Schaden mehr zu erwarten.

Die ersten Tage in den Schwesternhäusern zu Palime und Atakpame.

Hierüber lesen wir im Januarheft des Steyler Missionsboten:

Es war der 8. September, als die drei ersten Schwestern Pantratia, Eulafia und Amadea in Palime eintrafen. Als wir am genannten Tage gegen 11 1/2 Uhr morgens vor Palime anlangten, erwarteten uns fast sämtliche Bewohner der Stadt. Die Jugend war uns betraue eine halbe Stunde weit entgegengekommen. Unter den melodischen Klängen der Musik wurden wir zur Missionskapelle geführt. Feterliches Glockengeläute lud alle zum Gottesdienste ein. Alsdann wurden wir zum neuen Schwesternhause geleitet. Die Musikkapelle ging voraus und spielte ihre hübschen Weisen. Das neue Heim liegt ganz am Eingange der Stadt, rings umgeben von den grauen Lehmhütten der Schwarzen. Türen und Fenster fehlten noch größtenteils bei unserer Ankunft. Die stets offene Türe kam der schwarzen Welt gut zuustatten. Groß und Klein machte seinen Besuch. Den meisten war das Treppchen etwas völlig Neues.

Am ersten Abende unseres Hierseins waren die Fetisch-Leute, welche ob unserer Herkunft nicht sonderlich erbaud schienen, in reger Tätigkeit. Das Trommeln, Schreien und Händelschlagen wurde bis tief in die Nacht fortgesetzt. Schon am frühen Morgen weckte uns ein gewaltiges „Allah, allah“ aus dem Schlummer. Der Ruf kam von unserem Nachbar, einem mohammedanischen Hausso, der, auf einer Erhöhung stehend, seine Glaubensgenossen weckte.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft kam eine arme Witwe und bat uns, zwei ihrer Kinder im Alter von vier und acht Jahren zu uns ins Haus zu nehmen, weil es ihr schwer wurde, sie zu ernähren. Charlotte, die Kleinste, betrachtete sich schon bald als Kind des Hauses, bevor sie noch feste Aufnäher hatte. Als es dunkel wurde, hatten wir Mühe, sie zu ihrer Mutter zurückzuschicken. Als die Frau am anderen Tage ihre Bitte wiederholte, glaubten wir dem Wunsch der Armen willfahren zu müssen. Die Zahl der Hausmädchen stieg in den nächsten Tagen auf sieben. Mehrere, deren Heimat einige Stunden von Palime entfernt ist, kamen, ohne sich vorher anzumelden, gleich mit ihren wenigen Gebellsigkeiten, die sie in einer Kalabasse auf dem Kopfe trugen, heran. Ihr ganzer Reichthum besteht in zwei abgetragenen Luchern, deren Farbe nicht mehr zu bestimmen ist. Außer diesen hat noch eine ganze Anzahl Mädchen um die Aufnahme ins Schwwesternhaus gebeten.

Am einem der nächsten Tage sollte nun mit der Mädchenküche der Anfang gemacht werden. Am ersten Tage fanden sich 36 Schülerinnen im Alter von zwei bis sechzehn Jahren ein. Als wir die Kleinen nach ihrem Namen fragten, sagten einige: „Njo menja wo,“ d. h. „Ich weiß es nicht.“ Auf die Frage: „Wie ruft dich deine Mutter,“ antwortete ein dreifaches Krausköpfchen: „Ava,“ d. h. „Gund“.

Um die Frauen und Mädchen zum Besuche der Kirche und Schule anzueisern, ist es notwendig, daß wir sie oft in ihren Hütten besuchen. Damit machten wir denn auch bald den Anfang. Bei unseren ersten Ausgängen trafen wir die Mutter eines Mädchens, das am ersten Tage die Schule besuchte, in den folgenden Tagen aber sich nicht mehr hatte bilden lassen. Auf unsere Frage, ob sie ihre Tochter nicht immer schicken wollte, antwortete sie barsch: „Wollt Ihr mir denn Geld geben, daß ich ihr zu essen kaufen kann? Dann will ich sie jeden Tag zur Schule schicken.“

Sowelt Schwester Pantratia über den Einzug der Missionsschwwestern in Palime. Inzwischen haben die Missionsschwwestern zu ihrer größten Freude auch in Atakpame, unserer nördlichsten Hinterlandstation, einen neuen Wirkungskreis erhalten. Die Schwestern Dabala, Euphemia und Sophia waren dazu ausgesendet. Über die Reise und Ankunft in Atakpame schreibt Schw. Dabala: Wir verließen am 2. Oktober morgens 8 Uhr Lome, gingen ungefähr eine Stunde weit zu Fuß und bestiegen dann unseren vierradrigen, von sieben Schwarzen gezogenen Wagen. Drei

Probantkisten, die auf dem Wagen festgenagelt waren und von denen jetzt schon eine zum Küchenschrank geworden ist, dienten als Stige. Ein mit Segeltuch überzogenes Gefäß bot uns Schutz gegen die afrikanische Sonne. Zuerst ging es nur schmerzhaft vorwärts, doch allmählich besser, besonders wenn es bergab ging; dann ließen die Schwarzen den Wagen einfach laufen, und es ging über Böcher und Steine hinweg. Wir langten am Freitag nachmittag um 3 Uhr planmäßig und in bester Gesundheit hier an. Unter den Freudenrufern der Kinder zogen wir bis zur Kapelle, wo wir vom hochw. H. Präfecten P. Büding sowie den Herren P. Müller und P. Wolf empfangen wurden. Sodann ging es in Begleitung der halben Stadt zu unserer vorläufigen Wohnung. Das Haus, welches früher einem Schwarzen als Wohnung diente, ist einstöckig. Mit der Räumung begannen wir gleich am Montag, mit der Schule Dienstag, die Räumung wurde nach hier verlegt am Freitag, den Frauen verbanden wir die Wunden am heutigen Tage (16. Oktober) zum ersten Male. Sieben Kinder haben wir schon bei uns, zwei große kommen am Montag und vier kleine sollen schon kommen. Man ist schon eifrig mit dem Neubau der Schwwesternstation an der Arbeit. Wir können vom Kirchweg aus den Platz übersehen. Es soll der schönste Platz in Atakpame sein.

Bilder aus Mkulwe.

Im Januarheft des „Afrikaboten“ ist unter obigem Titel von einem Missionar der dortigen Konfessionsmission eine interessante Schilderung der ostafrikanischen Landschaft Mkulwe enthalten, der wir folgendes entnehmen:

Die kleine Landschaft Mkulwe liegt in der Iwaa-Ebene, am Salsi-Fluß, welcher hier zu Lande Womba genannt wird, etwa 50 km südwestlich vom Iwaa-See. Die Iwaa- oder Mkulwa-Ebene ist hier etwa 60 km breit und wird im SW von den Mfipa-Bergen, im NO vom Iwaa-See flankiert, welche beide in nordwestlicher Richtung dem Tanganika-See zustreben. Dieser weite Thal, welches sich nach SO gegen Usungu und Winyamwanga hin noch erweitert, nach NW sich aber allmählich verengt und bei der Hauptstation Karama, gegen 800 km von hier, an den Tanganika ausmündet, dürfte in früheren Zeiten den Iwaa-See gebildet haben.

Die Bewohner von Mkulwe leben auf einem flachen Erdbe, der etwa zwei Stunden lang und eine Stunde breit ist, und zählen gegen 2000 Seelen.

Verkauft sich mal ein Europäer in dieses weltverlorene Ländchen, so beehrt er sich in der Regel wieder abzuziehen. Das Land ist emig gleichmäßig und flach, die Hitze ist drückend, der nahe an der Mission gelegene, natürliche, große Teich wird von allen als Fieberherd betrachtet. Doch scheint es mir, daß die Missionare anderer Stationen mehr Fieber haben wie wir, und während die beiden benachbarten

(nach hiesigen Begriffen; immerhin fünf Tagemärche entfernt) Stationen Simba und Galula schon mehrere Missionare in ihrem Frießhof zur Ruhe gebettet haben, steht der unfrige noch leer. Brauchen wir nun unserm Teich, der sich Muni nennt, nach dieser Richtung nicht eben gram zu sein, so ist er uns unter anderen Gesichtspunkten sogar sehr wünschenswert und höchst nützlich; ja, Maluwe ohne seltenen Muni würde eben nicht mehr Maluwe sein; das fühlen auch unsere Schwarzen und singen in allen Tonarten das Lob ihres Muni, wenn sie auf Reisen davon entfernt sind. Wir Missionare verdanken dem Muni das, was wir vor allem suchen, ein hübsches Häuflein Eingeborene in nächster Umgebung der Station. Während sich anderwärts die Dörfer in der Regel die Flüsse entlang hinglehen, also nicht günstig gruppiert sind, ist der Muni von einem ganzen Kranz von Ansiedlungen umgeben, welche über 1200 Seelen bergen. Wer afrikanische Verhältnisse kennt, wird zugeben, daß dies ein verlockender Platz für eine Mission ist. Ist im Sommer die weite Ebene ausgedörrt und verbrannt, am Muni gibt es immer Grün, woran sich das müde Auge erquiden kann, und köstlich ist es, am Abend im schmuden Schiffelein, d. h. im unficher schwauenden ausgehöhlten Baumstamm, auf seinen Wassern zu schauen. Vögel in der Luft, Wildgänse und Enten, die in verschiedenen Farben und Größen über den Wasserpiegel hingleben, die Kinder der Mission und des Häuptlings sowie verschiedene Hlegens- und Schafherden, welche zur Tränke gehen, bozwilligen Frauen und Mädchen, die mit ihren Krügen auf dem Kopf zum Wasser schöpfen kommen — das alles gibt dem Muni das Gedränge lebensvoller Fische; es fehlen nur noch die Herdenglocken, um das idyllische Bild vollständig zu gestalten. Der Muni ist selbst an Fischen, die das ganze Jahr hindurch durch Fischeverbot des gestrenge Häuptlings, noch wirksamer aber durch den hohen Wasserstand geschützt sind. Nur an einem einzigen Tage jedes Jahres findet großer Fischefang im Muni statt, und zwar im Dezember, nachdem das Wasser unter den monatlang herniebersenkenden Sonnenstrahlen zum großen Teil verdunstet ist.

Man sieht dann überall fröhliche, scherzende Menschen, lachende Szenen, worüber sich ein azurblauer, durchsichtiger Himmel wölbt, die strahlende, lachende Sonne, alles ist hell und lichtumflossen.

Aus fremden Kolonien und Produktionsgebieten.

Handel von Lourenço Marques im Jahre 1904.

Das Jahr 1904 ist für den Handel von Lourenço Marques ein Jahr des ruhigen und, verglichen mit den Verhältnissen in Natal und in der Kapkolonie, den Hauptkonturrenten der Delagoabay, der günstigen Entwicklung gewesen.

Während in den beiden britischen Kolonien die in ganz Südafrika herrschende Depression zu einem starken Rückgange des Handels und dadurch zu einer Verminderung der Staatseinnahmen führte, ist in Lourenço Marques diese Zeit des Rückganges zwar fühlbar gewesen, aber doch ohne Erschütterung ertragen worden.

Die Gesamteinnahme der Kolonie Mozambique aus dem Handelsverkehr betrug:

1901	1902	1903	1904
Werte in Milreis*)			
1 004 445	1 337 839	1 682 831	1 552 968
davon entfallen auf Lourenço Marques:			
1901	1902	1903	1904
Werte in Milreis			
627 784	898 926	1 084 098	999 491
Die ganze Kolonie führte Waren zum Ver-			
brauche ein:			
1901	1902	1903	1904
Werte in Milreis			
3 815 931	5 099 426	7 591 060	7 399 576**)
davon entfallen auf Lourenço Marques:			
1901	1902	1903	1904
Werte in Milreis			
2 488 645	3 058 726	5 277 999	5 268 785
Es ist somit für die ganze Kolonie im Jahre 1904 ein Rückgang von 191 484 Milreis und für Lourenço Marques ein Rückgang von 14 214 Milreis zu verzeichnen.			
Über den Anteil der einzelnen Länder an der Wareneinfuhr nach Lourenço Marques gibt die folgende Tabelle Aufschluß, in der zum Vergleich auch die beiden vorhergehenden Jahre aufgeführt sind:			
Länder		Einfuhr	
	1902	1903	1904
Werte in Milreis			
Portugal	894 807	1 409 405	1 665 510
Portugiesische Besitzungen	15 036	68 751	35 961
Deutschland u. Besitzungen	487 974	809 397	863 578
Amerika	139 051	312 846	240 388
Osterreich	2 201	97 455	25 896
Belgien	16 298	207 490	40 934
Frankreich u. Besitzungen	102 434	157 508	180 407
Niederlande und Besitzungen	34 699	60 951	298 407
Großbritannien und Besitzungen	1 143 209	1 930 582	1 567 422
Italien	14 086	15 187	22 867
Argentinien	31 371	25 998	4 286
Schweden u. Norwegen	65 157	25 654	91 015
Transvaal	32 199	156 368	175 658
Zusammen einschl. des Handels mit den übrigen Ländern	3 058 726	5 277 994	5 268 785

Lourenço Marques ist der wichtigste Einfuhrplatz für die ganze Kolonie; dies ergibt sich aus dem Vergleiche mit den Einfuhrwerten des Handels

*) 1 Milreis etwa 3,57 Mt.

***) Hierbei ist die Einfuhr von Gold und Silber, für münzt und ungemünzt, mit 761 666 Milreis im Jahre 1902, 226 768 Milreis im Jahre 1903 und 278 891 Milreis im Jahre 1904 eingeschlossen.

